

Gerüst und Gefüge

Autor(en): **Joanelly, Tibor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **100 (2013)**

Heft 9: **Campus und Stadt = Le campus et la ville = Campus and city**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-515103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gerüst und Gefüge

Neubau Fachhochschulzentrum St. Gallen von Giuliani Hönger

Eine angemessene Repräsentation der neuen Bildungsinstitution im Zentrum von St. Gallen war bereits im Wettbewerb von 2003 gefordert. Der Bau der Zürcher Architekten setzt diesen Anspruch glaubwürdig um und ist gleichsam mit dem bestehenden Quartier verwoben. In der Verbindung einer tektonischen Architektursprache mit körperhaften Gesten macht der Bau fruchtbare Vorschläge zu einer aktuellen Lesart der Stadt.

Tibor Joanelly
Walter Mair und Georg Aerni (Bilder)

Die Räumlichkeiten der St. Galler Fachhochschulen für Technik, Wirtschaft und soziale Arbeit waren bis zum Bezug des neuen Fachhochschulzentrums über verschiedene Standorte in der Stadt verstreut. Die Zusammenlegung an zentraler Lage soll betriebliche Vereinfachungen und Synergien bringen – nötig wurden diese alleine schon durch die stets steigenden Studierendenzahlen. Zur Zeit sind über 3 000 Studierende an den mittlerweile vier Fachhochschulen eingeschrieben, denn 2006 kamen zu den genannten Fachbereichen noch die Studiengänge für Gesundheits- und Pflegeberufe hinzu. Bei der Lancierung des Architekturwettbewerbs vor zehn Jahren ging die Planung noch von 1700 Studierenden aus (wbw 5–2003). Die Ziele des offenen, einstufigen Verfahrens waren primär der Nachweis, dass alle Räume auf einem engen Grundstück auf der Nordseite des Bahnhofs untergebracht werden

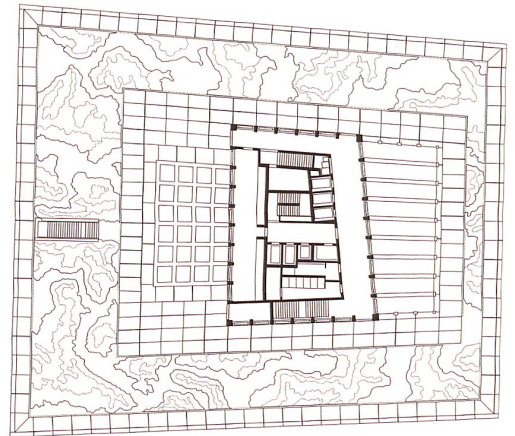
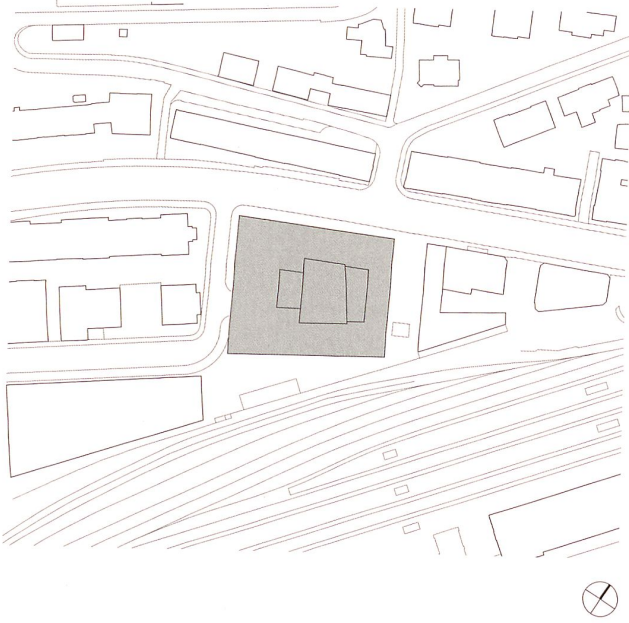
können sowie die Suche nach einer angemessenen Verknüpfung des Areals mit dem Bahnhof und dem Stadtzentrum.

Stadt und Topografie

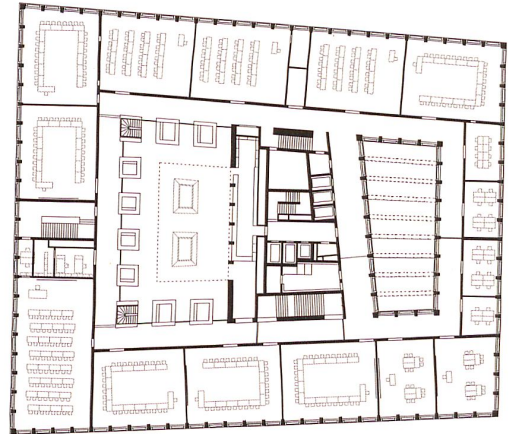
Der nun fertiggestellte Bau ist als Teil eines noch nicht realisierten städtebaulichen Ensembles zwischen Bahnhof und Rosenberg zu verstehen; dessen Planung war ebenfalls Aufgabe im Wettbewerb. Das Areal soll in Etappen entwickelt werden und dereinst die bislang vorstädtisch wirkende Bebauung an die Innenstadt anschliessen. Der von Giuliani Hönger vorgeschlagene städtebauliche Eingriff konzentriert die Räume der Hochschule in einem hybriden Baukörper aus Blockbebauung und Hochhaus und spielt so den Rest des Areals frei für weitere Nutzungen. Die Planung umfasst das Weiterspinnen bestehender Strassenräume und -raster und ihre Verankerung durch drei Baukörper, deren mittlerer das neue Fachhochschulzentrum aufnimmt.

Südlich und östlich der Hochschule sind zwei Plätze bestimmt, die über Rampen und Treppen den Anschluss an die Bahnhofsunterführung und das neue öffentliche Parkhaus sowie eine Velohalle im Neubau herstellen. Die höhlenartige, aber mit viel Kunstlicht erleuchtete Welt untertags kontrastiert dabei mit dem städtischen Ambiente darüber. Während der östliche Platz mit einem L-förmigen, durch private Hand noch zu erstellenden Baukörper mit kommerziellen Nutzungen im Erdgeschoss belebt und räumlich gefasst sein wird, dient der südliche, zu den Geleisen hin offene Platz als Vorraum und Zugang des Fachhochschulzentrums. Dieser Platz soll durch einen weiteren winkelförmigen Baukörper westlich mit einer möglichst öffentlichen Nutzung abgeschlossen werden.

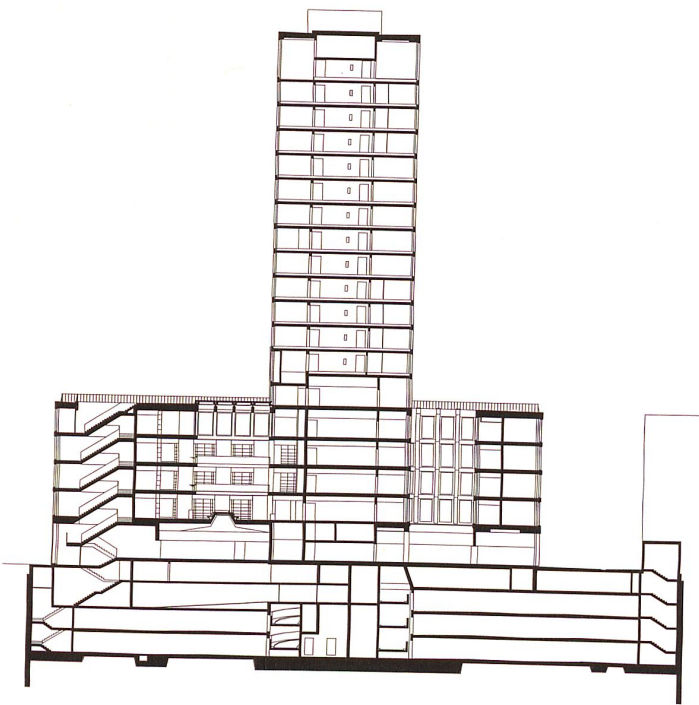
Die Verknüpfung des Neubaus mit dem städtischen Leben war den Architekten ein wichtiges Anliegen; zuallererst und überzeugend gelingt dies an der Eingangsseite mittels einer über die ganze Breite laufenden Auskragung, die dem neuen Platz mehr Tiefe verleiht und den Eingang sowie die Aussensitzplätze der Cafeteria beschirmt. Im Entwurf war angedacht, dass auch der östliche Platz von der Hochschulmensa in Beschlag genommen würde – bislang scheiterte diese Idee aber am Betriebskonzept. An der nördlichen Rosenbergstrasse beziehen sich keine Nutzungen auf den städtischen Raum; immerhin sorgen dort aber die Arbeitsplätze der Küche und das



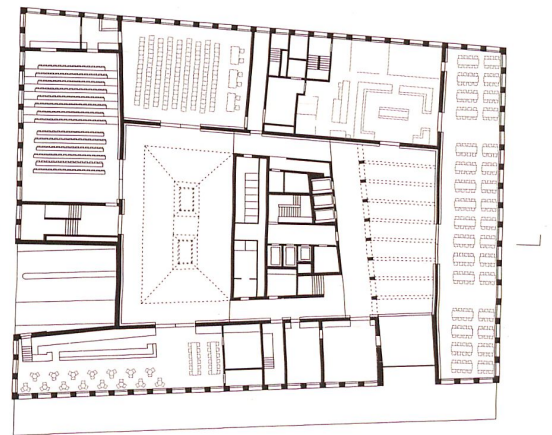
5. Obergeschoss



1. Obergeschoss



Schnitt



Erdgeschoss





Präsenz und Repräsentation im Stadtraum.
Bild: Georg Aerni

von der Strasse her einsehbares grosses Auditorium für eine visuelle Belebung. Das Konzept des mit der Stadt verbundenen Hauses erklärt auch die hybride Typologie aus Flach- und Turmbau; der flache Teil des Baus nimmt die Traufhöhen der umliegenden Häuser auf und beherbergt auf der Erdgeschossenebene die öffentlichen Räume. Darüber stapeln sich die wechselhaft frequentierten Unterrichtsräume der Hochschulen sowie die Bibliothek. Im Turm sind Lehre, Forschung und Verwaltung untergebracht. An der Schnittstelle von Flachbau und Turm liegen zusätzliche Aufenthaltsräume für die Studierenden mit Zutritt zur grosszügig gestalteten Terrasse. Hier erhält das am ganzen Bau nachvollziehbare Bemühen um eine Kontextualisierung eine neue Massstäblichkeit: Man bewegt sich just über dem Horizont der homogen erscheinenden St. Galler Dachlandschaft, die den sich sanft einsenkenden Talboden zwischen den locker bebauten Flanken gewissermassen verdoppelt. Nur die Türme des Rathauses und der Post ragen in unmittelbarer Nähe darüber hinaus.

Tiefe Tektonik

Der flache Teil des Baus bringt seinen Ausdruck als städtisches Haus auch über die tektonische Gliederung seiner Fassaden zur Sprache. Sie sind aufgelöst in ein Gitter von Lisenen und Gesimsen, wobei letztere als eine Art Gebälk hervortreten. Die Lisenen an den Ecken sind leicht breiter, was das Volumen körperhafter erscheinen lässt. Ähnlich sind die Fassaden des Turms gegliedert, hier aber ist die Hierarchie vom Kopf auf die Füße gestellt, mit vorstehenden Lisenen und zurückliegenden Gesimsen. Dies führt mit ebenfalls breiteren Ecklisenen zu einer betonten Vertikalität und Verschlingung des Turms.

Das Gitter ist konstruktiv in vorgefertigte Sandwich-Betonelemente aufgelöst, die geschossweise gegeneinander versetzt jeweils ein von innen ange schlagenes Fenster rahmen. Bezeichnend für diese Konstruktion ist, dass die Erscheinung mit der konstruktiven Wirklichkeit eng verbunden ist, was auch im Fugenbild nachvollziehbar ist; einzig an zwei Stellen je Element sind aufgrund der jeweils zwei Pilaster und Gesimselemente zusammenfassenden Vorfabrikation keine Fugen sichtbar – auch keine Scheinfugen. Der Bau legt hier seine Konstruiertheit offen, ist ambivalentes Abbild des Herstellungsprozesses. Man kann die Fassade als ein Gitter einzelner stabförmiger Elemente lesen – als eine Reverenz an die Architektur

des 19. Jahrhunderts – oder als Muster gegeneinander verschobener Rahmen. Tatsächlich gliedert der Bauprozess einem kontinuierlichen Weben, bei dem die Fassadenrahmen monolithisch mit den Deckenplatten verbunden wurden. Die im Verbund vorgefertigten Sandwich-Elemente sind gesamthaft tragend, wobei die Kräfte aber über die inneren Pfeiler abgetragen werden. So repräsentiert das Bild der Fassade in einer tektonischen Logik den inneren Sachverhalt von gleichzeitigem Tragen und Verkleiden. Mehr noch: Durch die Binnenfassaden des Hofes über der Eingangshalle und erst recht durch die dort als Kolonnade durchlaufenden Lisenen des Turms, wird in den Geschossen des liegenden Baukörpers die Fassade gewissermassen in die Tiefe des Raums projiziert. Dies verleiht dem Bau konstruktive Plausibilität. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die Trennung von Struktur und Einbauten; letztere sind durchgehend in Eichenholz verkleidet und schaffen eine farblich auf den Beton abgestimmte Gebrauchswelt.

An zwei Stellen bricht das tektonische System allerdings auf. Über der immensen Auskragung zum südlichen Platz läuft die suggerierte Kräfteableitung ins Leere, denn aus den vertikalen Gliedern lässt sich die hier verborgene Kragplatte visuell nicht herleiten. Einzig über die zurückbindende Kraft der Gurtung der Gesimse übereck könnte der genaue Betrachter einen vermeintlichen Zusammenhang zwischen Volumen und Auskragung herstellen. Es ist, als würde der Bau hier zwei verschiedene Sprachen sprechen: den gelehrten bürgerlichen Diskurs eines Architekturtraktats aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und gleichzeitig die Alltagssprache einer Industriearchitektur des 20. Jahrhunderts – zu denken wäre etwa an überdachte Kranbahnen und Verladevorrichtungen direkt an den Geleisen.

Verwerfungen

Ähnlich widersprüchlich erscheint in erster Lesung der unter dem zweiten Lichthof liegende Bibliotheksraum. Hier liegt eventuell das berühmte Ende des Fadens, an dem es zu ziehen gilt, um zu entwirren. Anhand der Lisenen der Hochhausfassade, die diesen Raum vertikal durchheilen, wird deutlich, dass die Fundamente ein Hochhaus stemmen. Doch findet das Auge an der Innenfassade gegenüber dem Turm keine verlässliche Vertikale mehr, und dies hintertreibt die scheinbare Gewissheit. Die Sprache der Architektur wechselt hier ins Nicht-Tektonische, hin

Ansicht von Norden: Die Hochschule
im Milieu der historischen Stadt.
Bild: Georg Aerni



zu einer Überlagerung von horizontalen Brüstungen und vertikalen Büchertürmen: Das Gerüst der Fassade weicht einem sichtbar gemachten Gefüge der Räume, und das Ganze erhält durch diese widersprüchliche Beschaffenheit eine Spannung, die hier versuchs halber mit «natürlich» im Sinne von in der Natur vorkommenden Gegensätzen charakterisiert werden soll: Man könnte von einer Verwerfung sprechen, so wie vielleicht in einer Höhle verschiedene Gesteinsschichten auf natürliche Weise aufgeschlossen sind.

Der Begriff der «Tektonik» kann mit diesem Bild in einem weiter gefassten Bedeutungszusammenhang gesehen werden; in der Geologie etwa wird mit dem Begriff ein Gefüge von Platten oder Schichten beschrieben. Die leidige Diskussion um den «repräsentierenden» oder «seienden» Charakter der Konstruktion soll mit dieser sprachlichen Anlehnung relativiert werden: In den Worten «Verwerfung» und «Raumgefüge» schwingt mit, dass heutige Programme und die Art ihrer Umsetzung in Architektur kaum mehr kanonischen Regeln folgen, und dass deshalb aus den Programmen auch keine unmittelbaren Themen der Repräsentation abzuleiten sind. Im Gegenteil: Geordnetes steht neben Ungeordnetem, Strukturiertes neben Expressivem.

Re-Präsentation

Eine solche, heute charakteristische Gleichzeitigkeit lässt sich passend mit einem Konzept des Literaturwissenschaftlers Hans Ulrich Gumbrecht beschreiben: Ihm zufolge würden die westlichen Institutionen – vom Grussverhalten über Sportveranstaltungen bis hin zum Selbstbild des Silicon Valley – durch die Gegensätze von «Repräsentations-» und «Präsenzkulturen» geprägt.¹ «Repräsentation» entspringe dabei dem cartesianischen Denken des 17. und 18. Jahrhunderts, das von einer grundsätzlichen Trennung eines denkenden Selbst von der Objektwelt ausgeht und infolgedessen auf ein Vermittelndes angewiesen ist. «Präsenz» äussert sich demgegenüber als eine archaische, unmittelbare und körperhafte Anwesenheit oder Vergegenwärtigung einer fest gefügten Ordnung. Auf den hier besprochenen Bau gemünzt, trifft das Prinzip der Repräsentation auf die repräsentierende Konstruktion der Fassaden zu und jenes der Präsenz auf die Bibliothek oder den inszenierten Aussenraum unter der Auskragung. Im Geflecht der Stadt sind dies Selbstbehauptungen, unverrückbare, quasi natürliche Phänomene, die der Architektur räumliche Kraft verleihen.

Eine Hochschule soll ihrem universitären Niveau entsprechend in ihrer Gestalt nachvollziehbar sein. Das tektonisch-rationale Bild der Fassade zeigt am hier besprochenen Bau durchwegs die tatsächlichen Sachverhalte; das Raumgitter und seine Machart schaffen eine transparente, öffentlich einsehbare Architektur. Wenn Tektonik über einen praktischen Sachverhalt hinaus auch den Charakter eines Gebäudes repräsentieren soll, so läuft sie heute aber wie das Gitter über der Auskragung ins Leere: Eine Fassade, die auf die Sprache der Tektonik setzt, kann alleine die Repräsentationsansprüche einer Institution nicht erfüllen, die in Konkurrenz zu ihresgleichen steht. Dies leistet viel unmittelbarer die volumetrische Setzung.

Positionierung

Im Verteilungskampf um Studierendenzahlen und die mit ihnen verknüpften staatlichen Mittel ist die Fachhochschule nahezu gezwungen, eine besondere Präsenz zu entfalten, die ihr Bedeutung verschafft. Turm und Auskragung, Dachgarten und im Herz die Bibliothek schaffen genau hier die nötige Besonderheit und Gegenwart, um die Hochschule in der gesamtschweizerischen Landschaft und im St. Galler Stadtraum zu positionieren. Statische Gestik und Atmosphäre sind die Mittel, die Architekten in diesen Kampf um Raum und Räume einbringen können.

Das unvermittelte Nebeneinander von repräsentierender Fassade und gestischer Anwesenheit am hier besprochenen Bau kann man kritisieren. Viel interessanter wäre es, den Neubau des Fachhochschulzentrums als Ausgangspunkt einer Recherche zu betrachten, die für die heutige Zeit höchst fruchtbar wäre. Denn die landläufig praktizierte, auf Aussenwärmedämmung oder formbarem Beton fusende ad-hoc-nicht-Tektonik entbehrt genau der Lesbarkeit und Solidität, die das klassisch anmutende Bild eines Gitters oder Gewebes versprechen. Es wäre also nach einer architektonischen Sprache zu suchen, die den präsenten und dezidiert räumlich wirksamen architektonischen Körper mit der Sprache der Tektonik versöhnt und ihn so zugleich gegenwärtig und geschichtlich im Kontext der Stadt verortet. Städtebaulich, von den entstehenden Plätzen über die unterirdische Anbindung oder die Volumetrie bis zur Einbettung in die Topografie St. Gallens, ist dies dem hier besprochenen Bau überzeugend gelungen. —

¹ Hans Ulrich Gumbrecht, Zehn kurze Überlegungen zu Institutionen und Re/Präsentation, in: Präsenz, Frankfurt am Main 2012, S. 213 ff.



Die Institution wird einsehbar:
tragende Pfeiler und von innen
angeschlagene Kastenfenster.
Bild: Walter Mair

Adresse
Rosenbergstrasse 59, St. Gallen
Bauherrschaften
Kantonales Hochbauamt St. Gallen (FHS),
Stadt St. Gallen (Velohalle),
Cityparking St. Gallen (Parking)
Architektur
Giuliani Hönger Architekten, Zürich
Fachplaner
Tragwerksplaner: Dr. Lüchinger + Meyer
Bauingenieure, Zürich
Fassadenplaner: gkp Fassadentechnik,
Aadorf
Landschaftsarchitekt: Hager Partner
Landschaftsarchitekten, Zürich
Kunst
Schenkung der Erker-Galerie St. Gallen
Gebäudevolumen SIA 416
131 250 m³
Geschossfläche SIA 416
40 620 m²
Energie-Standard
Minergie
Wärmeerzeugung
Erdsonden / Wärmepumpe und Gas
Termine
Wettbewerb 2003,
Planungsbeginn 2004, Bezug 2013

Résumé

Cadre et structure Nouvel immeuble du centre de la Haute école spécialisée de St-Gall de Giuliani Hönger

Afin de faciliter des synergies de gestion et de contenu, les Hautes écoles spécialisées techniques, économiques et de travail social ainsi que de soin et de santé, autrefois disséminées sur plusieurs sites, sont rassemblées dans un nouveau bâtiment situé directement à côté de la gare de St-Gall. Le projet issu d'un concours lancé en 2003 et gagné par le bureau zurichois Giuliani Hönger Architekten fait partie d'un ensemble composé de trois corps de bâtiments qui avait été développé dans le cadre de la même procédure. En tant que bloc urbain, le bâtiment du milieu héberge des salles de cours et la bibliothèque ainsi que, dans la tour qui s'en élève, des locaux pour l'enseignement, la recherche et l'administration. Sa structure en une partie basse et une tour se réfère aussi bien à son environnement immédiat qu'à l'échelle, supérieure, du paysage. Les façades sont conçues comme une reproduction de la construction et se rapportent également, par leur langage, aux constructions qui les entourent. Le porte-à-faux fortement articulé au-dessus de l'entrée et de la cafétéria crée une présence immédiatement sensible dans l'espace urbain. L'espace de la bibliothèque a, plutôt spatialement que structurellement, un effet similaire.

Summary

Frame and Fabric New building for St.Gallen University of Applied Sciences by Giuliani Hönger

To permit synergies in terms of content and operation, the universities of applied sciences for technology, business and social work as well as health and nursing, which used to be scattered across four different locations, have been combined in a new building directly at the train station in St. Gallen. The project by Zurich architects Giuliani Hönger which emerged from a competition held in 2003 is part of an ensemble, designed by these architects as part of the same competition procedure, which consists of three building volumes that harmonise with each other. The central one is an urban block that contains teaching spaces and the library, while a high-rise element projecting out of it provides spaces for theory, research and administration. The articulation into a flat and a high-rise part relates both to the immediate surroundings as well as to the overall scale of the landscape. The façades legibly depict the construction and in terms of idiom they, too, relate to the surrounding buildings. A strongly articulated cantilever above the entrance and cafeteria creates a very immediate presence in urban space. Similarly, the library also seems based more on spatial than structural concepts.



Der klassische Campus der Cornell University, Ithaca NY (oben) verkörpert die Tradition der grossen Hochschule in der Kleinstadt. Bild: Cornell

Mit dem geplanten Manhattanville-Campus besetzt die Columbia University in Harlem ein Stadtquartier von sieben Hektaren. Der Masterplan von Skidmore, Owings & Merrill (SOM) und Renzo Piano setzt das öffentliche Strassenraster fort. Blick nach Norden. Bild: SOM